

Selbst und Zielstreben

Ute Bayer und Peter M. Gollwitzer

Unser Handeln kann Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ liefern. Die Analyse des eigenen Verhaltens als mögliche Informationsquelle für die Selbstwahrnehmung (Bem, 1972) setzt ein reflexives Bewusstsein voraus (Baumeister, 1998): Das Selbst wird Gegenstand seiner eigenen Betrachtung, beispielsweise, wenn Gedanken über erzielte Erfolge, erlittene Fehlschläge, aber auch über zukünftiges Handeln durch unseren Kopf gehen. Baumeister betrachtet das reflexive Bewusstsein des Menschen als erste Quelle der Entwicklung des Selbst.

Das Selbst einer Person ist ferner sozial vermittelt (vgl. hierzu auch Hannover, in diesem Band; Mielke, in diesem Band). Diesen interpersonalen Aspekt des Selbst bezeichnet Baumeister als zweite Quelle des Selbst. Wir erkennen, wer wir sind, indem wir uns in den Augen der anderen betrachten („*looking glass self*“; Cooley, 1902). Nach den Theorien des symbolischen Interaktionismus erfolgt die Genese des Selbst durch die Teilnahme an sozialen Interaktionen (vgl. Stryker & Statham, 1985). Das Selbst oder die Identität einer Person wird in dieser Perspektive nicht als etwas für immer Festgelegtes betrachtet. Vielmehr wird angenommen, dass in sozialen Interaktionen ein gegenseitiges Aushandeln von Identitäten stattfindet (Krappman, 1971). Das Selbst ist nicht denkbar ohne den sozialen Kontext. Durch die Teilnahme an sozialen Interaktionen geprägt, ist das Selbst zugleich ein Werkzeug für soziale Interaktionen.

Die dritte und letzte Quelle des Selbst ist nach Baumeister (1998) die Tatsache, dass Personen sich als handelnde Agenten und Entscheidungsträger erleben, indem beispielsweise Entscheidungen für bestimmte Lebensweisen (Freizeitaktivität vs. Karriere etc.) getroffen werden und andere vernachlässigt.

In der heutigen Zeit existieren zwei unterschiedliche Typen von Identitätsproblematiken (Baumeister, 1987; vgl. hierzu auch die Beiträge von Nunner-Winkler und Straub, in diesem Band). Die erste Problematik betrifft die Identität

tätswahl – wir müssen uns entscheiden, was oder wer wir sein wollen. Die zweite Problematik bezieht sich auf die anschließende Aufgabe, die ausgewählte Identität zu verwirklichen.

Auch in unserem Beitrag steht die Person als Konstrukteur ihrer eigenen Identität im Fokus. Auch wir gehen davon aus, dass Personen sich die Inhalte ihres Selbst in einem Prozess der Identitätsselektion eigenständig auswählen – wir sprechen von Identitätszielen. In einem zweiten Schritt treten sie in die Phase des Identitätsstrebens ein, in der die Realisierung der angestrebten Identität ansteht. In diesem Zusammenhang soll das Rubikonmodell der Handlungsphasen kurz skizziert werden.

Das Rubikonmodell der Handlungsphasen

Zielgerichtetes Handeln wird von Heckhausen (1989) und Gollwitzer (1990; Heckhausen & Gollwitzer, 1987) in vier distinkte Phasen getrennt, die unterschiedliche Anforderungen an die handelnde Person stellen. Da wir in der Regel mehr Wünsche besitzen, als wir realisieren können, müssen wir uns in der ersten, abwägenden Phase entscheiden, welchen wir den Vorzug geben. Die Frage „Welches Ziel will ich erreichen?“ erfordert eine Hierarchisierung unserer Wünsche nach möglichen kurz- und langfristigen, positiven und negativen Konsequenzen. Daneben werden Überlegungen bezüglich der Realisierbarkeit des ins Auge gefassten Wunsches berücksichtigt. Im Rubikonmodell der Handlungsphasen wird davon ausgegangen, dass die Vor- und Nachteile verschiedener Wünsche gründlich analysiert werden und dann eine Überschreitung des Rubikons – eine verbindliche Zielwahl – stattfindet. Personen fühlen sich fortan an die Verwirklichung ihrer Ziele gebunden und es treten in den nachfolgenden Phasen des Planens und Handelns volitionale Prozesse der Zielverfolgung und -realisierung in den Vordergrund. In der handlungsvorbereitenden planenden Phase werden günstige Wege und Mittel der Zielerreichung ausgewählt. Komplexe Ziele erfordern obendrein die Ausführung mehrerer Handlungsschritte, bis das angestrebte Handlungsergebnis schließlich erreicht ist. Nach der Phase der tatsächlichen Handlungsausführung beschreibt das Rubikonmodell eine abschließende, bewertende Phase, in der das erreichte Handlungsergebnis mit dem angestrebten verglichen wird und Gründe für das eventuelle Misslingen der Zielrealisierung analysiert werden.

Während motivationale Prozesse die primäre Rolle in der Phase des Abwägens verschiedener Handlungswünsche spielen, gewinnen volitionale Prozesse nach der verbindlichen Zielsetzung an Bedeutung. Motivationale Prozesse beziehen sich auf Fragen der Wünschbarkeit und Realisierbarkeit von möglichen Handlungswünschen, während volitionale Prozesse die Aufrechterhaltung der Ziele, vor allem angesichts von Hindernissen und Schwierigkeiten bei der Zielverfolgung, betreffen. Das erste Identitätsproblem nach Baumeister (1987) beschreibt somit das motivationale Problem, sich aus der Vielzahl möglicher Identitäten einige wenige verbindliche auszuwählen. Das zweite Identitätsproblem ist dagegen von volitionaler Natur, nämlich den langwierigen und schwierigen Weg der Identitätsbildung erfolgreich zu begehen.

Das Konzept des Identitätsziels

Die kognitiv orientierte Selbstforschung (vgl. Linville & Carlston, 1994) betrachtet das Selbst einer Person als eine kognitiv-affektive Struktur, die das Selbstkonzept und das Selbstwertgefühl einer Person umfasst. Nach Markus (1977) bilden sich Selbstschemata über solche Bereiche aus, in denen viele Erfahrungen gesammelt und gespeichert wurden und die die Person als Experte qualifiziert. Somit sind Selbstschemata auch immer bereichsspezifisch (z. B. Unabhängigkeit). Selbstschemata können als Referenzpunkte zur Bewertung unseres aktuellen Selbst dienen und ferner zukünftiges Verhalten beeinflussen, indem sie als Anreize für zukünftiges Handeln fungieren.

Im Selbstkonzept einer Person können jedoch auch Wünsche integriert sein. Markus und Nurius (1986) haben für mögliche Entwürfe des Selbst das Konzept des „possible self“ eingeführt. Jede Person kann prinzipiell unendlich viele Selbstentwürfe entwickeln. Der Bereich der möglichen Selbstentwürfe reduziert sich jedoch auf solche Kategorien, die aufgrund des soziokulturellen und historischen Kontextes einer Person salient sind. Es handelt sich dabei um Modelle, Bilder und Symbole, die durch die Medien und durch die direkten sozialen Erfahrungen einer Person zur Verfügung stehen. Diese Selbstentwürfe zeigen einerseits die konstruktive Natur des Selbst („through the selection and construction of possible selves individuals can be viewed as active producers of their own development“, Markus & Nurius, 1986, p. 955), aber gleichzeitig auch deren soziale Determiniertheit und Beschränktheit auf.

Es gibt verschiedene Typen von Selbstentwürfen. Wir machen uns nicht nur Gedanken, was wir werden könnten, sondern auch, was wir nicht gerne werden würden („undesired self“; Ogilvie, 1987), was wir sein sollten („ought self“; Higgins, 1987) oder wie wir idealerweise sein könnten („ideal self“, Higgins, 1987). Higgins (1987) geht in seiner Selbstdiskrepanztheorie davon aus, dass Personen chronifizierte Soll- und/oder Kann-Repräsentationen entwickeln, je nachdem unter welchen Sozialisationsbedingungen sie aufgewachsen sind. Gollwitzer und Wicklund (1985) sprechen schließlich von Identitätszielen, die sich insofern von möglichen Selbstentwürfen unterscheiden, als dann von Identitätszielen gesprochen wird, wenn eine Person sich für einen bestimmten Selbstentwurf entschieden und sich zusätzlich verpflichtet hat, diesen auch zu realisieren (d. h. aus dem Bereich der möglichen Selbstentwürfe eine nun verbindliche Identitätswahl getroffen hat).

Die Wahl von Identitätszielen

Die willentliche Veränderung des Selbst erfordert die Auswahl verbindlicher Identitätsziele. Mit der verbindlichen Auswahl von Identitätszielen setzen wir uns einen attraktiven zukünftigen Zustand des Selbst zum Ziel und schaffen einen Referenzwert, mit dem wir unser aktuelles Selbst und unsere Handlungen vergleichen. Die Wahrnehmung der Diskrepanz zwischen dem Ist-Zustand und dem angestrebten Zielzustand sollte uns dazu motivieren, diese Diskrepanz zu reduzieren, indem wir entsprechende Handlungen initiieren. Den Identitätszielen wird somit sowohl eine kognitive Komponente als auch eine motivationale oder affektive Komponente zugeschrieben.

Wie werden Identitätsziele ausgewählt?

Abwägende Bewusstseinslage. Im Rubikonmodell wird davon ausgegangen, dass die Beschäftigung mit Abwägproblemen eine abwägende Bewusstseinslage (Gollwitzer, 1990; Gollwitzer & Bayer, 1999) auslöst. In der abwägenden Bewusstseinslage sind Personen offen für Informationen jeder Art (*open-mindedness*-Prinzip), wobei Informationen bezüglich der Attraktivität und Realisierbarkeit von Wünschen bevorzugt verarbeitet werden (*cognitive tuning*-Prinzip). Obendrein werden Informationen zur Machbarkeit und Wünschbarkeit akkurat bzw. unvoreingenommen bewertet (*unbiased inferences*). Eine gründliche Analyse der Attraktivität und der Realisierbarkeit der verschiedenen Wün-

sche führt daher zu Zielentscheidungen, die sowohl realisierbar als auch attraktiv sind.

Auch die Wahl von Identitätszielen erfordert eine open-mindedness, in der sich die Person möglichst unvoreingenommen die Bandbreite der Möglichkeiten (z. B. einer Berufswahl) erarbeitet und daraus mögliche Selbstentwürfe formuliert. Die abwägende Bewusstseinslage begünstigt dabei eine offene Informationssuche. Offenheit ist deshalb wichtig, weil der „kognitive Geizkragen“ (vgl. Tversky & Kahnemann, 1974) in uns zugunsten einer intensiven Informationssuche und -analyse überwunden werden muss. Die unvoreingenommene Haltung ist ferner notwendig, um die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten nicht einseitig zu bewerten. Um die Wünschbarkeit von Alternativen bewerten zu können, schlägt Lydon (1996) vor, die verschiedenen Alternativen daraufhin zu bewerten, inwieweit sie mit den vorherrschenden Werten, Annahmen über die Welt, und anderen, bereits gewählten Selbstentwürfen übereinstimmen. Je mehr positive und weniger negative Konsequenzen eine Alternative für bereits bestehende zentrale Rollen und Identitäten der Person hat, desto eher wird sich eine Person für diese Alternative entscheiden.

Realisierbarkeit. Nach dem Rubikonmodell spielt neben der Attraktivität auch die Realisierbarkeit der Wünsche eine wichtige Rolle im Entscheidungsprozess. Um sich vor der Wahl hoch attraktiver Identitätsziele zu schützen, die niemals realisiert werden können, sollten auch Überlegungen über die Realisierbarkeit in den Entscheidungsprozess einfließen. Dabei gilt es einerseits, die vorhandenen Fähigkeiten akkurat zu analysieren (ob ich mit meinen Fertigkeiten und Fähigkeiten bspw. den angestrebten Beruf erlernen kann), als auch vorhandene situative Bedingungen zu berücksichtigen. Oettingen (1996) zeigte, dass Personen insbesondere dann realistische Zielsetzungen vornehmen, wenn sie ihre jeweiligen Zukunftsphantasien mit der widersprechenden Realität mental kontrastieren.

Allgemein lässt sich jedoch feststellen, dass die empirische Forschungslage bezüglich der ablaufenden Prozesse beim Setzen von Identitätszielen recht dürftig ist. Offen ist dabei auch, inwieweit der im Handlungsphasenmodell skizzierte Abwägeprozess vollständig durchlaufen wird. Dies dürfte von verschiedenen Einflussfaktoren abhängen. Personen können bspw. Entscheidungen direkt von Autoritätspersonen oder Peergruppen übernehmen, die Betrachtung und Analyse der Attraktivität von verschiedenen Alternativen kann zugunsten von Realisierbarkeitsüberlegungen vernachlässigt werden und oftmals können Personen sich nicht entscheiden, weil sie sich vor der Unum-

kehrbarkeit einer Entscheidung fürchten und sich somit nicht festlegen wollen. Wovon dies alles abhängt, wird in zukünftigen Forschungsarbeiten noch zu entdecken sein.

Wann werden Identitätswahlen getroffen?

Entwicklungspsychologen (z. B. Erikson, 1956) gehen davon aus, dass das Erleben einer Identitätskrise zu intensiven Abwägeprozessen führt. Im besonderen Maße wird dies im Jugendalter erlebt (Marcia, 1980, vgl. hierzu auch die Beiträge von Fuhrer et al., in diesem Band; Straub, in diesem Band). Auslösebedingungen für Identitätskrisen sind neue psychologische Situationen, in denen bisherige Kategorien und Erwartungen nicht mehr angewandt werden können, z. B. bei der ersten Mutterschaft oder unerwarteten Ereignissen, wie der Tod des Partners oder eines Kindes. Ruble (1994; Ruble & Seidman, 1996) beschreibt ein allgemeines Modell für soziale Übergänge mit unterschiedlichen Auslösebedingungen. Es werden interne (z. B. Pubertät) vs. externe (z. B. Einstieg ins Rentenalter), selbst gewählte (z. B. Hochzeit) oder zufällige (z. B. schwerer Unfall) Bedingungen und solche, bei denen Zeit für Vorbereitungen und Planungen vorhanden sind oder nicht, unterschieden. Soziale Übergänge stellen häufig psychologische Situationen dar, in denen neue Selbstdefinitionen entstehen (Eccles, et al., 1989).

Das Verfolgen von Identitätszielen: Die symbolische Selbstergänzungstheorie

Mit der Selektion von Identitätszielen beginnt das Streben nach dem Besitz der respektiven Identitäten. Die Möglichkeiten und Grenzen der Identitätskonstruktion liegen im Erwerb von identitätsrelevanten Indikatoren sowie der Anerkennung einer angestrebten Identität durch die anderen. Das Identitätsstreben umfasst die Planung des Zielhandelns und das Handeln selbst. In den entsprechenden Phasen des Planens und Handelns können sich ebenfalls entsprechende Bewusstseinslagen ausbilden, die einen erfolgreichen Handlungsverlauf begünstigen. Für die planende Bewusstseinslage wurde bislang festgestellt (Gollwitzer & Bayer, 1999), dass die Offenheit für neue Informationen reduziert wird (*closed mindedness*), verstärkt Informationen bezüglich der Durchführbarkeit und der Realisierbarkeit aufgenommen werden (*cognitive tuning*), die ausgewählten Ziele vergleichsweise positiv bewertet werden und über die eigenen Fähigkeiten

positive Illusionen (*biased inferences*) entstehen. Damit wird das Zielstreben auch angesichts unerwarteter Schwierigkeiten und Hindernisse aufrechterhalten und stabilisiert.

Das Identitätsstreben weist jedoch einige Besonderheiten auf, die in der Selbstergänzungstheorie (Wicklund & Gollwitzer, 1982) wie folgt beschrieben werden. Identitätswahlen erzeugen eine überdauernde Selbstverpflichtung, diese Identitäten auch tatsächlich zu erwerben, und erlangen dadurch den Status von selbst-definierenden Zielen. Während für konkrete Handlungsziele, wie z. B. eine Diplomarbeit abzuschließen, klar definierte Zustände der Zielerreichung vorliegen, die das Zielstreben klar begrenzen, gibt es für viele Identitätsziele diesen klar definierten Endzustand nicht. Dies ergibt sich daraus, dass mit dem Erreichen bestimmter identitätsrelevanter Handlungsziele, z. B. dem Erwerb des Diploms in Chemie, zwar eindeutige Symbole für eine angestrebte Identität eines erfolgreichen Chemikers erworben wurden, aber gleichzeitig neue identitätsrelevante Symbole an Bedeutung gewinnen und ein diesbezügliches Identitätsstreben hervorrufen, wie z. B. Veröffentlichungen in den entsprechenden Fachzeitschriften. Identitäten werden nach dieser Perspektive weniger als ein Besitz angesehen, der einmal erworben für immer Gültigkeit hat, sondern deren Anerkennung immer wieder neu bestätigt werden muss.

Wie beeinflussen Identitätsziele das Handeln?

Kurt Lewins Arbeiten liefern bereits die grundlegenden Antworten. Lewin (1926) postulierte, dass Ziele wie Bedürfnisse funktionieren und spricht deshalb von Quasibedürfnissen. Durch das Bilden eines Handlungsziels wird ein Spannungszustand erzeugt, welcher bis zur Zielerreichung bestehen bleibt. Erst die erfolgreiche Ausführung der vorgenommenen Zielhandlungen löst diesen Spannungszustand auf. Bei Unterbrechung der Zielhandlungen (d. h. es findet keine Zielerreichung statt) bleibt dieser postulierte Spannungszustand jedoch erhalten. Vielmehr nehmen Personen bei der nächsten Gelegenheit spontan die unterbrochene Handlung wieder auf (vgl. die Arbeiten von Lissner, 1933; Mahler, 1933). Es wurde jedoch festgestellt, dass je nach der Art der Unterbrechungstätigkeit die Wiederaufnahmerate systematisch variiert. Werden in der Zwischenzeit sog. Ersatzaufgaben bearbeitet, vermögen diese den bestehenden Spannungszustand zu reduzieren und somit senkt sich die Wiederaufnahmerate. Ersatzaufgaben sind solche Aufgaben, die mit den ursprünglichen Aufgaben durch ein gemeinsames subjektives Ziel verknüpft sind.

Die Selbstergänzungstheorie geht nun davon aus, dass durch das Fassen von Identitätszielen, wie bei Handlungszielen auch, ein Realisierungsstreben ausgelöst wird. Angestrebt werden Indikatoren des Identitätsziels, wobei es eine Vielzahl von Indikatoren geben kann. Die Selbstergänzungstheorie spricht hier von Symbolen der angestrebten Identität. Symbole für angestrebte Identitäten sind gesellschaftlich definiert. Nur solche Indikatoren können als Symbole für eine angestrebte Identität fungieren, die gesellschaftlich legitimiert und akzeptiert sind. Dabei lassen sich verschiedene Arten von selbst-definierenden Indikatoren unterscheiden: Selbstbeschreibungen (z. B. ich bin ein guter Chirurg), soziale Einflussnahme (z. B. Anatomie unterrichten), Symbole (z. B. Titel, Auszeichnungen) und Objekte (z. B. weißer Kittel, Sprechstundenhilfe), die Ausübung von mit der Identität verbundenen Aktivitäten (z. B. Sprechstunde für Patienten) oder identitätsrelevante Leistungen (z. B. erfolgreiche Operationen). Personen mit Identitätszielen versuchen, die entsprechenden Symbole zu erwerben, um sich dadurch der angestrebten Identität anzunähern. Die Selbstergänzungstheorie von Wicklund und Gollwitzer (1982) beschäftigt sich v. a. mit der Frage, wie es Personen trotz des Erlebens von Misserfolg gelingt, ihren Anspruch aufrechtzuerhalten, eine bestimmte Identität zu besitzen.

Die zentralen Hypothesen der Selbstergänzungstheorie

Kompensationspostulat. Das erste von insgesamt drei Postulaten lautet, dass Personen mit einem Identitätsziel versuchen, den Mangel an relevanten Symbolen durch das Zurschaustellen alternativer Symbole auszugleichen (*Kompensationspostulat*). Diese Kompensationsversuche werden als selbstsymbolisierende Handlungen bezeichnet. Ein Mangel an relevanten Symbolen kann durch negative Leistungsrückmeldungen, wie z. B. dem Nichtbestehen einer Prüfung, oder durch negative soziale Vergleichsprozesse, wie z. B. die Beobachtung, dass die KollegInnen innerhalb der letzten drei Monate bei schwierigen Operationen erfolgreicher waren, erlebt werden. Dies führt Personen in einen Zustand der symbolischen Unvollkommenheit. Das Bemühen, den Verlust oder das Fehlen von identitätsrelevanten Symbolen durch das Streben nach alternativen Symbolen auszugleichen, wird symbolische Selbstergänzung genannt (Wicklund & Gollwitzer, 1981; Gollwitzer, Wicklund & Hilton, 1982; Braun & Wicklund, 1989). Diese symbolische Selbstergänzung wurde beispielweise in einer Studie mit angehenden Managern (Gollwitzer, 1983) nachgewiesen. Zunächst wurden die Versuchsteilnehmer aufgefordert, ein Persönlichkeitsprofil auszufüllen. In einem offensichtlich unabhängigen zweiten

Experiment sollten sie an einem Rollenspiel über eine Leitungskonferenz teilnehmen. Die Versuchsteilnehmer konnten dabei eine von sechs Rollen auswählen. Kurz bevor sie ihre Wahl (z. B. Geschäftsführer, Protokollant) getroffen hatten, erhielten sie Rückmeldung über ihr Persönlichkeitsprofil. Der einen Hälfte der Versuchsteilnehmer wurde mitgeteilt, dass ihr Persönlichkeitsprofil ähnlich dem eines idealen Managers sei, während den anderen gesagt wurde, dass ihr Profil nicht mit dem eines erfolgreichen Managers übereinstimme (symbolische Unvollkommenheit). Personen, die negative Rückmeldungen erhalten hatten, wählten für das Rollenspiel höhere Positionen aus als Personen mit positiven Rückmeldungen. Aus der Perspektive der Selbstergänzungstheorie belegen diese Ergebnisse, dass der Mangel eines Symbols (d. h. nicht das passende Persönlichkeitsprofil zu haben) zu Kompensationsbemühungen in Form anderer selbstsymbolisierender Handlungen (d. h. die prestigereiche Rolle auszuwählen) führt. Dieses Kompensationsprinzip ist bzgl. des Strebens nach verschiedenen Identitätszielen und auch bzgl. verschiedener Arten von Indikatoren empirisch bestätigt (Gollwitzer & Kirchhof, 1998). Selbst leicht zugängliche Indikatoren (z. B. Selbstbeschreibungen) stellten sich dabei als wirksamer Ersatz für Indikatoren heraus, die nicht so leicht zugänglich sind (z. B. relevante Leistungen; Brunstein & Gollwitzer, 1996). Anfänger in einem bestimmten Identitätsbereich (z. B. Wissenschaft) können somit durch leicht zugängliche Indikatoren bereits den Besitz der erwünschten Identität symbolisieren, obwohl es auf der Ebene der erzielten relevanten Leistungen noch wenig vorzuweisen gibt.

Bedeutsamkeit sozialer Interaktionspartner. Im zweiten Postulat der Selbstergänzungstheorie wird die Bedeutsamkeit sozialer Interaktionspartner für die Wirksamkeit von Selbstsymbolisierungen hervorgehoben. Die Zurschaustellung identitätsrelevanter Indikatoren führt nur dann zu einer Reduktion des Identitätsstrebens, wenn die selbstsymbolisierende Handlung von anderen Personen wahrgenommen wird und somit eine soziale Kenntnisnahme stattfindet. Zur Überprüfung dieser Annahme ließ Gollwitzer (1986, Studie 1) Studentinnen mit dem Identitätsziel „eine gute Mutter zu sein“ persönliche Eigenschaften, die relevant für eine erfolgreiche Mutter sind, aufschreiben. Einigen Frauen wurde ferner mitgeteilt, dass diese Selbstbeschreibungen von einer anderen Person gelesen würden. Die anderen erhielten die Information, dass diese Selbstbeschreibungen niemandem gezeigt würden. Danach hatten alle Frauen die Gelegenheit, ihr Persönlichkeitsprofil in ein semantisches Differential einzutragen, auf dem das Profil einer idealen Mutter abgebildet war. Wie erwartet, lehnten

sich die Versuchsteilnehmerinnen weniger an das Profil der erfolgreichen Mutter an, wenn sie glaubten, dass ihre Selbstbeschreibung von einer anderen Person gelesen würde als die Versuchsteilnehmerinnen, deren vorherige Selbstbeschreibung nicht beachtet wurde. Aus der Sicht der Selbstergänzungstheorie bedeuten diese Ergebnisse, dass durch eine soziale Kenntnisnahme identitätsrelevanter Indikatoren die Gefühle der symbolischen Vollkommenheit ausgelöst werden und somit keine weitere selbstsymbolisierende Handlungen erforderlich sind.

Eindrucksmanagements. Im dritten Postulat wird betont, dass sich die Bemühungen einer selbstsymbolisierenden Person klar und deutlich von denen einer selbstdarstellenden Person unterscheiden. Eine selbstdarstellende Person versucht, einen vom Publikum erwünschten Eindruck zu machen. Im Sinne des Eindrucksmanagements findet dabei eine Anpassung an die Erwartungen des Publikums statt (Baumeister, 1998). Selbstsymbolisierende Personen sollten dagegen weniger offen sein für die Erwartungen des Publikums, sondern nutzen das Publikum für das eigene Identitätsstreben. Das dritte Postulat der Selbstergänzungstheorie besagt daher, dass eine selbstsymbolisierende Person die psychische Befindlichkeit (Gedanken, Motive, Einstellungen, usw.) der sie umgebenden Personen vernachlässigt. Gollwitzer und Wicklund (1985) konnten zeigen, wie Individuen, die nach Selbstergänzung strebten, die Gefühle und Gedanken der Zuhörer, auf die ihre selbstsymbolisierende Handlungen gerichtet waren, vernachlässigten.

Vor- und Nachteile selbstsymbolisierender Handlungen

In weiteren Studien wurden mögliche negative Konsequenzen von selbstsymbolisierenden Handlungen untersucht. Da verschiedene Symbole nach dem Substitutionsprinzip austauschbar sind, kann symbolische Unvollkommenheit aufgrund von negativen Leistungsrückmeldungen in einem Musikwettbewerb beispielsweise durch den Hinweis auf den Besitz eines exquisiten Musikinstruments kompensiert werden. Wenn eine symbolische Vollkommenheit mit Hilfe der sozialen Anerkennung von bereits erworbenen Symbolen möglich ist, könnte dies die Bemühungen, sich relevante Fertigkeiten und Fähigkeiten anzueignen, beeinträchtigen. Statt tatsächlich erbrachter Leistungserfolge würden leicht zugängliche Symbole die Gefühle der symbolischen Vollkommenheit auslösen und könnten ein identitätsbezogenes Leistungsstreben abschwächen.

Erste Hinweise für derartige negative Konsequenzen der symbolischen Selbstergänzung durch leicht zugängliche Symbole (z. B. Selbstbeschreibungen) liefert eine Studie von Dyes (1984). Es wurde untersucht, ob die soziale

Kenntnisnahme von Handlungsabsichten dazu führt, dass das tatsächliche Umsetzen der Absicht in Handeln behindert wird, weil die symbolische Unvollkommenheit bereits durch die soziale Kenntnisnahme der Handlungsabsicht reduziert wurde. An dieser Studie nahmen Psychologiestudierenden mit dem Identitätsziel „klinische Psychologie“ teil. Um das Gefühl der symbolischen Unvollkommenheit auszulösen, bekamen sie einen Fragebogen zur Erfassung ihres Ausbildungsstands vorgelegt, wobei die kritischen Fragen nur negativ beantwortet werden konnten („In welcher Therapierichtung haben Sie eine abgeschlossene Ausbildung?“). Im Rahmen einer schriftlichen Befragung wurden Absichtsäußerungen der VersuchsteilnehmerInnen erfasst, möglichst intensiv praktische Erfahrungen zu sammeln. Diese Absichtsäußerung wurde von der Versuchsleiterin entweder zur Kenntnis genommen oder ignoriert. Anschließend wurde gemessen, wie lange die VersuchsteilnehmerInnen eine Aufgabe bearbeiteten, bei der sie die geäußerte Intention in die Tat umsetzen konnten. Die symbolisch unvollkommenen VersuchsteilnehmerInnen bearbeiteten diese Aufgabe länger, wenn ihre Absichtserklärungen von der Versuchsleiterin nicht wahrgenommen worden waren. Offensichtlich hat die soziale Kenntnisnahme bloßer Absichtsäußerungen eine spannungsreduzierende Wirkung. Damit qualifizieren sich bereits Intentionsäußerungen als Identitätssymbole. Dies hat insofern negative Konsequenzen für die tatsächliche Handlungsausführung, als diese nicht mehr mit der gleichen Intensität durchgeführt werden. Die Ausführung der intendierten Handlung muss dann für die Person keine selbstsymbolisierende Funktion mehr erfüllen und wird somit mit geringerer Anstrengung durchgeführt. Seifert (1999) erweiterte diese Fragestellung, indem sie überprüfte, durch welche selbstregulatorischen Strategien diese negativen Konsequenzen selbstsymbolisierender Intentionsäußerungen aufgelöst werden können. Ergebnisse ihrer Studie belegen, dass durch das Bilden von Vorsätzen (Gollwitzer, 1993, 1996), in denen eine vorgenommene Handlung mit einer vorgenommenen Gelegenheit verknüpft und somit die Handlungsregulation vom Selbst weg auf Umweltstimuli delegiert wird, die genannten negativen Konsequenzen umgehen werden können.

Brunstein und Gollwitzer (1996) berichten über positive Konsequenzen von selbstdefinierenden Zielen in Reaktionen auf erlebten Misserfolg. Negative Leistungsrückmeldungen oder ein schlechtes Abschneiden in sozialen Vergleichen, als Mangel eines symbolischen Indikators für ein Identitätsziel interpretiert, löst sowohl Gefühle der symbolischen Unvollkommenheit sowie ein Bemühen aus, nach anderen identitätsrelevanten Indikatoren zu streben. Die

Autoren stellten fest, dass diejenigen Versuchsteilnehmer mit verbindlichem Identitätsziel nach negativer Rückmeldung bereit waren, sich bei nachfolgenden identitätsrelevanten Aufgaben stärker anzustrengen. Dagegen zeigten die Versuchsteilnehmer, die diese Aufgaben ohne Identitätsbezug durchgeführt hatten, vielmehr die typischen Leistungseinbußen nach negativer Rückmeldung. Selbstsymbolisierende Handlungen, durch erlebte Unvollkommenheit ausgelöst, zeichnen sich somit nach dem Kompensationsprinzip durch eine höhere Anstrengungsbereitschaft und bessere Leistungsergebnisse aus. Dieselben Aufgaben wurden ohne diesen Identitätsbezug weniger intensiv bearbeitet.

In einer rezenten Studie (Scherer, 1999) wurde Versuchsteilnehmern, die aufgrund von negativen Rückmeldungen symbolische Unvollkommenheit erlebten, sowohl die Möglichkeit gegeben, eine selbstwerterhöhende Selbstdarstellung (vgl. Tesser, Martin & Cornell, 1996) als auch eine selbstsymbolisierende Handlung auszuführen. Die Ergebnisse zeigten, dass nur die selbstsymbolisierende Handlung zur Selbstergänzung genutzt wurde, um die erlebte Unvollkommenheit zu kompensieren. Selbstwertdienliche Strategien sind demnach nicht hilfreich, um identitätsbezogene, symbolische Vollkommenheit zu erlangen. Dies bedeutet, dass verschiedene selbstsymbolisierende Handlungen als alternative Indikatoren eines Identitätsziels zwar untereinander austauschbar sind, aber nicht durch selbstwertdienliche Strategien ersetzt werden können. Somit ist die Selbstergänzungstheorie von der Selbstaffirmationstheorie (Steele, 1988) zu unterscheiden. Nach Steele stärkt alles, was ein gutes Gefühl bzgl. der eigenen Person aufkommen lässt, einen wie auch immer geschwächten Selbstwert. Die Selbstergänzungstheorie postuliert dagegen, dass identitätsbezogene Unvollkommenheit nur durch den Verweis auf oder Erwerb von alternativen Identitätssymbolen kompensiert werden kann. Die symbolische Selbstergänzung ist für die Identitätsbildung insofern hilfreich, als Personen auch beim Erleben von Misserfolgen ihre angestrebte Identität weiterhin aufrechterhalten können, indem auf alternative Symbole zurückgegriffen werden kann, ohne dabei den Identitätsbezug dieser Symbole aus den Augen zu verlieren.

Das Verfolgen von Identitätszielen und psychisches Wohlbefinden

Die Bedeutsamkeit von Zielen kann daraufhin untersucht werden, welche Konsequenzen sich aus dem Erreichen oder Nicht-Erreichen dieser Ziele für das Wohlbefinden einer Person ergeben. Generell wird das Wohlbefinden einer

Person durch das Erreichen von langfristigen Zielen positiv beeinflusst (Brunstein, 1993; Emmons, 1986, 1996), aber dieser Einfluss wird moderiert von der Art des Ziels (Sheldon & Kasser, 1998). Sheldon und Elliot (1999) beziehen sich auf die Selbstdeterminationstheorie von Deci und Ryan (1991) und untersuchen die Effekte intrinsischer versus extrinsischer Ziele auf die Zielerreichung und das psychologische Wohlbefinden. In ihrem Selbst-Konkordanzmodell postulieren sie, dass die mit inneren Werten und zentralen Bedürfnissen einer Person kongruenten Ziele zu mehr Anstrengung beim Zielstreben führen und beim Erreichen dieser Ziele ein vergleichsweise höheres psychisches Wohlbefinden entsteht als bei solchen Zielen, die nicht mit den inneren Werten und Bedürfnissen der Person übereinstimmen. Dabei werden die Bedürfnisse nach Kompetenz, Autonomie und sozialer Integration als grundlegend angesehen. Kompetenz bezieht sich auf das Gefühl, dass man effektiv und fähig in seinen persönlichen Handlungen ist (vgl. White, 1959). Autonomie bezieht sich dagegen auf das Gefühl, dass die eigenen Handlungen selbstgewählt und bedeutungsvoll sind (vgl. deCharms, 1968). Bezogenheit verweist schließlich auf die Gefühle, nicht isoliert, sondern in Harmonie mit wichtigen anderen zu leben (vgl. Baumeister & Leary, 1995).

Die symbolische Selbstergänzungstheorie betont, dass das Erleben von Misserfolgen bei Identitätszielen nicht ein Aufgeben, sondern ein verstärktes Streben danach auslöst, so schnell wie möglich die symbolische Unvollkommenheit durch alternative Symbole zu kompensieren. Dies lässt vermuten, dass es sich bei Identitätszielen ebenfalls um solche Ziele handelt, die grundlegende Bedürfnisse der Person widerspiegeln und deren erfolgreiche Realisierungsbemühungen einen bedeutsamen Beitrag zum psychischem Wohlbefinden liefern. Dabei ist es aus der Sicht der symbolischen Selbstergänzungstheorie wichtig, dass die Identitätsziele verbindlich übernommen werden und der Person verschiedene Möglichkeiten offen stehen, eventuelle Unvollkommenheit effektiv zu kompensieren.

Das Verfolgen von Identitätszielen über die Lebensspanne

Gerade beim Übergang vom mittleren zum späten Erwachsenenalter finden vielfältige Änderungen und Verluste im physikalischen, psychologischen und sozialen Bereich statt, welche die persönliche Konstruktion der eigenen Identität und der persönlichen Kontinuität bedrohen (z. B. Bäckman & Dixon, 1992;

Brandtstädter & Greve, 1994; siehe hierzu auch Greve, in diesem Band). Daher wurde in der Entwicklungspsychologie der Lebensspanne eine Verminderung des subjektiven Wohlbefindens und zunehmende Selbstwertprobleme bei älteren Menschen erwartet. Trotz der theoretischen Plausibilität dieser Annahmen sprechen die Ergebnisse empirischer Untersuchungen jedoch für ein bemerkenswert stabiles, widerstandsfähiges und ressourcenreiches Selbst bei älteren Menschen. Brandtstädter und Greve (1994) beschreiben drei verschiedene Strategien für den Umgang mit altersbedingten Defiziten.

- Die erste Gruppe umfasst so genannte assimilative Strategien, durch welche die Person versucht, ihr Verhalten so zu ändern, dass sie weiterhin ihre Ziele erreichen kann. Eine Strategie aus dieser Gruppe ist die selektive Optimierung durch Kompensation (Baltes & Baltes, 1990; siehe hierzu auch Freund, in diesem Band; Staudinger, in diesem Band). Assimilative Strategien werden solange eingesetzt, wie Personen an die mögliche Erreichung angestrebter Ziele glauben.
- Falls dies nicht mehr der Fall ist, kommen verstärkt akkommodative Strategien zum Tragen. Die Stabilisierung einer positiven Identität erfolgt nun durch eine flexible Anpassung der persönlichen Ziele an die veränderten Bedingungen, indem z. B. die Standards entsprechend gesenkt oder solche Referenzgruppen ausgewählt werden, die weiterhin eine positive Beurteilung der eigenen Person ermöglichen.
- Als dritte Möglichkeit stehen der Person Immunisierungsstrategien zur Verfügung, indem sie entweder die altersbedingte Defizite schlicht nicht anerkennt oder sich primär auf ihre vergangenen Erfolge bezieht.

Aus der Perspektive der symbolischen Selbstergänzung stellt das höhere Alter eine Situation dar, in der verstärkt Gefühle symbolischer Unvollkommenheit aufgrund von negativen Leistungsergebnissen erlebt werden können. Gerade in dieser Zeit scheint die symbolische Selbstergänzung durch alternative, einfach zugängliche Symbole besonders hilfreich zu sein, um die eigene Identität zu wahren. Es ist daher zu erwarten, dass selbstsymbolisierende Handlungen durch Hinweise auf bereits errungene Erfolge und Leistungen in den Vordergrund treten. Diese Art selbstsymbolisierender Handlungen können allerdings von Fremden leicht in Frage gestellt werden. Nach den Annahmen der symbolischen Selbstergänzung ist eine soziale Anerkennung der angestrebten Identität jedoch erforderlich. Eng vertraute Personen dürften selbstsymbolisierenden Selbstbeschreibungen weniger kritisch gegenüberstehen. Durch die Bevorzugung eines

kleinen, aber sehr vertrauten Bekanntenkreises (vgl. Carstensen, 1992, 1998) dürfte es daher Personen im hohen Alter möglich sein, die Identitäten aufrechtzuerhalten, die sie ihr Leben lang verfolgt haben.

Literatur

- Bäckman, L. & Dixon, R. A. (1992). Psychological compensation. *Psychological Bulletin*, 112, 259–283.
- Baltes, P. B. & Baltes, M. M. (1990). Psychological perspectives on successful aging: The model of selective optimization with compensation. In P. B. Baltes & M. M. Baltes (Eds.), *Successful aging: Perspectives from the behavioral sciences* (S. 1–34). New York: Cambridge University Press.
- Baumeister, R. F. (1987). How the self became a problem: A psychological review of historical research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 163–176.
- Baumeister, R. F. (1998). The self. In D. T. Gilbert, S. T. Fiske & G. Lindzey (Eds.), *The handbook of social psychology* (Bd. 2, S. 680–739). Boston: McGraw.
- Baumeister, R. F. & Leary, M. R. (1995). The need to belong: Desire for interpersonal attachments as a fundamental human motivation. *Psychological Bulletin*, 117, 497–529.
- Bem, D. J. (1972). Self-perception theory. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in Experimental Social Psychology* (Bd. 6, S. 1–62). San Diego, CA: Academic Press.
- Brandstädter, J. & Greve, W. (1994). The aging self: Stabilizing and protective processes. *Developmental Review*, 14, 52–80.
- Braun, O. L. & Wicklund, R. A. (1989). Psychological antecedents of conspicuous consumption. *Journal of Economic Psychology*, 10, 161–187.
- Brunstein, J. C. (1993). Personal goals and subjective well-being: A longitudinal study. *Journal of Personality and Social Psychology*, 65, 1061–1070.
- Brunstein, J. C. & Gollwitzer, P. M. (1996). Effects of failure on subsequent performance: The importance of self-defining goals. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, 395–407.
- Carstensen, L. L. (1992). Social and emotional patterns in adulthood: Support for socioemotional selectivity theory. *Psychology and Aging*, 7, 331–338.
- Carstensen, L. L. (1998). A life-span approach to social motivation. In J. Heckhausen & C. S. Dweck (Eds.), *Motivation and self-regulation across the life-span* (S. 341–364). New York: Cambridge University Press.
- Cooley, C. H. (1902). *Human nature and social order*. New York: Scribner.
- deCharms, R. (1968). *Personal causation: The internal affective determinants of behavior*. New York: Academic Press.
- Deci, E. L. & Ryan, R. M. (1991). A motivational approach to self: Integration in personality. In R. A. Dienstbier (Ed.), *Nebraska Symposium on Motivation: Vol. 38. Perspectives on motivation: Current theory and research in motivation* (S. 237–288). Lincoln: University of Nebraska Press.

- Dyes, A. (1984). *Effekte sozialer Realisierung einer Intention auf ihre Ausführung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Ruhr-Universität Bochum.
- Eccles, J. S., Wigfield, A., Flanagan, C., Miller, C., Reuman, D. A. & Yee, D. (1989) Self-concepts, domain values and self-esteem: Relations and changes at early adolescence. *Journal of Personality*, 57, 283–310.
- Emmons, R. A. (1986). Personal strivings: An approach to personality and subjective well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1058–1068.
- Emmons, R. A. (1996). Striving and feeling: Personal goals and subjective well-being. In P. M. Gollwitzer & J. A. Bargh (Eds.), *The psychology of action: Linking cognition and motivation to behavior* (S. 313–337). New York: Guilford Press.
- Erikson, E. H. (1956). The problem of ego-identity. *Journal of American Psychoanalytic Association*, 4, 56–121.
- Gollwitzer, P. M. (1983, July). *Audience anxiety and symbolic self-completion*. Paper presented at the International Conference on Anxiety and Self-Related Cognition, Berlin.
- Gollwitzer, P. M. (1986). Striving for specific identities: The social reality of self-symbolizing. In R. Baumeister (Ed.), *Private self and public self* (S. 143–159). New York: Springer.
- Gollwitzer, P. M. (1987). Suchen, Finden und Festigen der eigenen Identität: Unstillbare Zielintentionen. In H. Heckhausen, P. M. Gollwitzer & F. E. Weinert (Eds.), *Jenseits des Rubikon: Der Wille in den Humanwissenschaften* (S. 176–189). Berlin: Springer.
- Gollwitzer, P. M. (1990). Action phases and mind-sets. In E. T. Higgins & R. M. Sorrentino (Eds.), *Handbook of motivation and cognition. Foundations of social behavior* (Bd. 2, S. 53–92). New York: Guilford Press.
- Gollwitzer, P. M. (1993). Goal achievement: The role of intentions. In W. Stroebe & M. Hewstone (Eds.), *European Review of Social Psychology* (Bd. 4, S. 141–185). Chichester, UK: Wiley.
- Gollwitzer, P. M. (1996). The volitional benefits of planning. In P. M. Gollwitzer & J. A. Bargh (Eds.), *The psychology of action: Linking cognition and motivation to behavior* (S. 287–312). New York: Guilford Press.
- Gollwitzer, P. M. & Bayer, U. (1999). Deliberative versus implemental mindsets in the control of action. In S. Chaiken & Y. Trope (Eds.), *Dual-process theories in social psychology* (S. 403–422). New York: Guilford Press.
- Gollwitzer, P. M., Bayer, U., Scherer, M. & Seifert, A. (in press) A motivational-volitional perspective on identity development. In J. Brandtstädter & R. M. Lerner (Eds.), *Action and self-development. Theory and research through the life-span*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Gollwitzer, P. M. & Kirchhoff, O. (1998). The willful pursuit of identity. In J. Heckhausen & C. S. Dweck (Eds.), *Motivation and self-regulation across the lifespan* (S. 389–423). New York: Cambridge University Press.
- Gollwitzer, P. M. & Wicklund, R. A. (1985). Self-symbolizing and the neglect of others perspectives. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 358–371.
- Gollwitzer, P. M., Wicklund, R. A. & Hilton, J. L. (1982). Admission of failure and symbolic self-completion: Extending Lewinian theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 358–371.

- Heckhausen, H. (1989). *Motivation und Handeln*. Berlin: Springer.
- Heckhausen, H. & Gollwitzer, P. M. (1987). Thought contents and cognitive functioning in motivational versus volitional states of mind. *Motivation and Emotion*, *11*, 101–120.
- Higgins, E. T. (1987). Self-discrepancy: A theory relating self and affect. *Psychological Review*, *94*, 319–340.
- Krappmann, L. (1971). *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart.
- Lewin, K. (1926). Vorsatz, Wille und Bedürfnis. *Psychologische Forschung*, *7*, 330–385.
- Linville, P. W. & Carlston, D. E. (1994). Social cognition of the self. In P. G. Devine, D. L. Hamilton & T. M. Ostrom (Eds.), *Social cognition: Impact on social psychology* (S. 143–193). San Diego, CA: Academic Press.
- Lissner, K. (1933). Die Entspannung von Bedürfnissen durch Ersatzhandlungen. *Psychologische Forschung*, *18*, 218–250.
- Lydon, J. (1996). Toward a theory of commitment. In C. Seligman, J. M. Olson & M. P. Zanna (Eds.), *The psychology of Values: The Ontario symposium, Volume 8* (S. 191–214). Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Mahler, W. (1933). Ersatzhandlungen verschiedenen Realitätsgrades. *Psychologische Forschung*, *18*, 27–89.
- Marcia, J. E. (1980). Identity in adolescence. In J. Adelson (Ed.), *Handbook of adolescent psychology* (S. 159–198). New York: Wiley.
- Markus, H. (1977). Self-schemata and processing information about the self. *Journal of Personality and Social Psychology*, *35*, 63–78.
- Markus, H. & Nurius, P. (1986). Possible selves. *American Psychologist*, *41*, 954–969.
- Oettingen, G. (1996). *Psychologie des Zukunftsdenkens: Erwartungen und Phantasien*. Göttingen: Hogrefe.
- Ogilvie, D. M. (1987). The undesired self: A neglected variable in personality research. *Journal of Personality and Social Psychology*, *52*, 379–385.
- Ruble, D. N. (1994). A phase model of transitions: Cognitive and motivational consequences. In M. Zanna (Ed.), *Advances in experimental social psychology* (S. 163–214). New York: Academic Press.
- Ruble, D. N. & Seidman, E. (1996). Social transitions: Windows into social psychological processes. In E. T. Higgins & A. W. Kruglanski (Eds.), *Social psychology: Handbook of basic principles* (S. 830–856). New York: Guilford Press.
- Scherer, M. (1999). *Selbstergänzung vs. Selbstwerterhöhung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Konstanz.
- Seifert, A. (1999). Effekte sozialer Realisierung von Absichten und Vorsätzen auf ihre Ausführung. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Konstanz.
- Sheldon, K. M. & Elliot, A. J. (1999). Goal striving, need satisfaction, and longitudinal well-being: The self-concordance model. *Journal of Personality and Social Psychology*, *76*, 482–497.
- Sheldon, K. M. & Kasser, T. (1998). Pursuing personal goals: Skills enable progress but not all progress is beneficial. *Personality and Social Psychology*, *68*, 546–557.

- Steele, C. M. (1988). The psychology of self-affirmation: Sustaining the integrity of the self. In L. Berkowitz (Ed.), *Advanced in Experimental Social Psychology* (Vol. 21, S. 261–302). New York: Academic Press.
- Stryker, S. & Statham, A. (1985). Symbol interaction and role theory. In G. Lindzey & E. Aronson (Eds.), *Handbook of social psychology* (Bd. 1, S. 311–378). New York: Random House.
- Tesser, A., Martin, L. L. & Cornell, D. P. (1996). On the substitutability of self-protective mechanisms. In P. M. Gollwitzer & J. A. Bargh (Eds.), *The psychology of action: Linking cognition and motivation to behavior* (S. 48–68). New York: Guilford Press.
- Tversky, A. & Kahneman, D. (1974). Judgment under uncertainty: Heuristics and biases. *Science*, 185, 1124–1131.
- White, R. W. (1959). Motivation reconsidered: The concept of competence. *Psychological Review*, 66, 297–333.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M. (1981). Symbolic self-completion, attempted influence and self-deprecation. *Basic and Applied Social Psychology*, 2, 89–114.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M. (1982). *Symbolic self-completion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.